

# Die Zeitschrift

Nr. 19

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

## Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Fortsetzung.)

Es lag eine eigenartige Empfehlung in Martin Links Erscheinung. Die schlanke, wohlgebildete Gestalt war üppig, nicht kräftig, aber von jugendlicher Nachlässigkeit in der Haltung. Man sah ihm an, daß er viele und große Möglichkeiten in sich barg. Und aus dem frischen Gesicht, das noch nicht die kleinste Spur

von Gemütsucht trübte, unter dem welligen, braunen Haar hervor blickte ein blaues, träumerisches Auge, darin manchmal gar feurig das Verständnis glänzte: ich suche mein Glück. Das erweckte ganz besondere Zuneigung.

Die Stiehwirtin fand jedenfalls viel, immer mehr Eigenheit und Gewinnendes in

dem Gehaben des Jünglings. Das ging schon aus dem unverhältnismäßigen Bedauern hervor, das anklang, als sie erklärte: „Ich weiß nun wahrhaftig nicht, was ich dazu sagen soll. Er hat rein gar nichts hinterlassen, mein Mann. Aber wissen Sie was?“

Martin zuckte bei diesen Worten zusammen.



Demonstrationszug der russischen Revolutionäre in Sebastopol.



Sie strich sich mit einer glatten, reichgeschmickten Hand über die Stirn und besann sich eine geraume Weile, während deren ihm die Sohlen zu glücken schienen.

Dann sagte sie rasch, aber sanft und sorglich: „Ob Sie sich die Sache nicht gar zu verlockend denken? Ich meine die Stellung bei einem Güterpekulanten. Sie müssen wissen, mein Mann ist nicht besonders verträglich, das Geschäft ist aufregend. Sie können mir's glauben!“

Indessen sah sie wohl, wieviel ihm dennoch daran gelegen war. Vielleicht bereute sie den verfrüht warnenden Ausfall schon wieder. Wenigstens fügte sie wie beschönigend hinzu: „Da braucht's halt eine geduldige, nachgiebige Natur. Was meinen Sie?“

Indem sie das sagte, trat zu Martins großem Kummer der stellenlose Familienvater ins Restaurant. Dieser war offenbar von den Defesälen mit Windeseile nach Hause gerannt, um sich für den wichtigen Zweck in sein Sonntagshabit zu werfen. Einen Augenblick blieb er vor Links Person wie angewurzelt stehen, dann ließ sich der getäuschte Hungerleider mit einem Ausdruck unfäglicher Bitterkeit, die sich schnell in bissigen Haß verwandelte, auf dem ersten besten Stuhl nieder.

Die Beiden am Büfett schwiegen, als gelte es ein Geheimnis zu hüten.

Mit kühler Herablassung und feindlichem Erstaunen bediente die „schwarze Marie“ auch den zweiten Gast, der seinen Kopf hastig hin und her riß, die langen Beine um den Stuhl schlang und mit verkniffenen Augen alles auskundschaftete.

Frau Klara lächelte ein wenig vor sich hin.

Aber Martin war das schweigende Dastehen peinlich, zumal unter der gehässigen Kontrolle des Rivalen. Deshalb nahm er seinen Platz mit einem kurzen: „Entschuldigen Sie, Frau Maag“ wieder ein. Es lag viel Eigensinn in diesem unerbittlichen Weggreten.

Raum, daß er sah, hatte sie jedoch die kleine Reise um das Büfett getan. Sie öffnete die Tür zum Kontor, und mit den Augen winkend, forderte sie Martin auf: „Bitte, treten Sie einen Augenblick hier ein!“

Er kam auf der Schwelle dicht an sie heran, so daß er, während sie die Türe schloß, ihr eng anliegendes Kleid streifte und einen süßen Rosenduft in seinem Atem spürte.

Sie schien ein Geringses höher als er, wie sie so neben ihm stand, rüstig, üppig — und Martin hätte unmöglich entscheiden können, ob sie erst dreißig oder schon vierzig Jahre alt sei.

„Es braucht ja niemand zu hören, was wir zu besprechen haben, nicht wahr?“ begann sie, zog einen Stuhl heran und bat ihn, sich zu setzen.

Er blieb jedoch fassungslos stehen, blickte im Zimmer umher, müsterte den hohen Kassenschränk, den überhäuften Schreibtisch und fing an sich Gedanken zu machen, was wohl die Tätigkeit des gesuchten Sekretärs erfordern könnte. Ob seine bescheidenen Kenntnisse ausreichten?

Dann kam ihm plötzlich eine Erleuchtung. Ihre Hand ergreifend, sagte er fast flehend: „Sie sind so liebenswürdig. Und wenn Sie also noch ein gutes Wort für mich einlegen möchten...? Aber Sie wissen ja noch gar nicht, — entschuldigen Sie, ich heiße Link.“

Sie ließ ihre Hand in der seinen ruhen; es zwang ihn, sie weiter festzuhalten. Eine andere Wärme strömte in seine Brust, das selige Gefühl von Zuhausein wachend.

Auch ihr schienen weiter keine Vereinbarungen mehr nötig. Ihre Lider senkten sich gedankenvoll.

„O Himmel, laß meine Hoffnung nicht zuschanden werden!“ rang es sich inbrünstig los in seinem Geist. Was würde die nächste Minute bringen? Die herrliche, gütige Frau! Sicher-

lich lag es in ihrer Macht, ihm den ersehnten neuen Lebensweg aufzutun! Eben noch war sie ihm mit abweisender Härte begegnet, und jetzt hielt er ihre liebe, weiche Hand.

Eine Stimmung wuchs zu bleierner Schwere. Etwas Entsetzliches drohte hereinzubrechen, eine Versuchung ohne Gleichen, da er fühlte, wie ihre Finger sich langsam um die feinen schlossen.

Wahnte sie die Gefahr? Die Hände fielen.

„Am besten wird's sein, Sie kommen gegen vier Uhr wieder. Bis dahin ist mein Mann bestimmt zurück. Ich denke — so wie ich ihn kenne — es wird ihm nicht übel gefallen, daß Sie trotz des Verbots gekommen sind. Schlichter Leute passen nicht in sein Gewerbe. Und was ich dazu tun kann, damit Sie... es soll geschehen. Verlassen Sie sich darauf.“

Ihre Stimme war ruhig, als spräche sie mit sich selbst. Behutsam faßte sie den Türgriff.

Er glaubte jedoch bei einem scheuen Augenauflschlag zu bemerken, daß sie die Farbe ein wenig gewechselt hatte, wie das geschieht, wenn man eine Erregung niederzwingt.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, Frau Maag, wie dankbar ich...“

Mehr brachte er nicht zustande. Der Augenblick war überwältigend für ihn.

Sie nickte nochmals mit mattem Lächeln: „Also dann... wie gesagt“ — und ließ ihn hinausstreten.

Martin griff den Hut vom Haken. Als er Anstalten traf, sein Glas Wein zu bezahlen, hinderte sie ihn lachend daran. Dabei fiel ihr ein zu fragen: „Was sind Sie eigentlich für ein Landsmann, Herr Link?“

Er erwiderte nun ebenfalls launig, wie von einem Druck befreit: „Ein Niederauer.“ Und beide lachten, denn auf dieser Herkunft lag ein überlieferter Spott im ganzen Schweizer Volk. Man sagte, die Niederauer fühlten sich auch in fremden Taschen „wie zu Hause“.

„Da hab' ich mir scheint's einen Wolf zu Tisch geladen!“ meinte sie mit lustigen Augen und stellte, einem plötzlichen Einfall folgend, die Frage an ihn: „Kennen Sie schon den neuen Spaß, den man sich erzählt, von Ihrem Landsmann am Himmelstor?“

Martin verneinte erwartungsvoll, worauf sie gleich mit boshafter Freude zu erzählen anfang.

„Also, geben Sie acht. Ein Scherzlinger, ein Keltheimer und ein Niederauer kamen zusammen vor die Himmelstür und begehrten demütig Einlaß. Petrus aber sagte den abgesehenen Seelen, daß dies nicht so ohne weiteres möglich sei, fragte auch, ob sie sich zu Lebzeiten keiner von ihnen mit unrechtmäßigem Gut versündigt habe, dies müßten sie nämlich ehestens zur Visitation herbeischaffen.“

„Bald kamen sie mit den gestohlenen Sachen an. Der Scherzlinger brachte sein Teil in einem Zigarrenkistchen verpackt, — das ging noch an, — der Keltheimer hatte dagegen schon einen Handkoffer voll, und der Niederauer — nun, der kam wieder mit leeren Händen. Aber Petrus nahm ihn scharf aufs Korn.“

„Was, Du, der Du aus Niedertau stammst, willst mir weismachen, gar nichts entwendet zu haben?“

„Und der arme Sünder gestand, auch er habe gefehlt, und leider Gottes so schwer, daß ein Handkoffer nicht ausreichen würde, um — dazu hätte er leicht einen Zweispanner gebraucht.“

„Ein netter Kerl,“ sagte Petrus entrüstet. „Silft aber nichts. Her muß das Schelmenzeug!“ Und gab dem Niederauer zu diesem Zweck einen prächtigen Zweispanner aus dem himmlischen Marstall.“

„Nun — und danken Sie sich, es heißt, seither sei der Niederauer dem guten Petrus überhaupt nie mehr vor Augen gekommen.“

Martin erbehte vor Glück, fand jedoch keine Entgegnung mehr. Sein zages Auge stahl noch

einmal einen Strahl des lieblichen Lachens aus ihrem Antlitz: so holt sich ein hungriger Vogel den süßen Kern aus menschlicher Hand. Ihre letzten Worte waren: „Auf Wiedersehen.“

Im Hinausgehen warf er noch schnell einen Blick auf den überlisteten, haßerfüllten Fassjokelbändiger, und es gewährte ihm ein grausames Vergnügen, dessen grollende, bohrende Blick mit einem sieghaft-übermütigen Lachen zu strafen.

2.

Im obersten Stockwerk einer Mietkasernen im Industriequartier saß Fräulein Marie Link, die Stickerin, ein ewig geschäftiges, schwächliches Mütterchen, das verkörperte Sinnbild enstigen Fleißes. Wenn sie ab und zu auf sah von der Arbeit und ihre Hände ruhen ließ — milde, ausgemergelte Hände, die einem gefühllosen Mechanismus anzugehören schienen und Mitteln erregten — so blickte sie gespannt durchs offene Fenster hinab auf den mittäglichen Menschenstrom und suchte darin die Gestalt ihres Sohnes.

Da trat unerwartet der Prediger einer Pietistengemeinde in das kleine, mit allerlei christlichen Wandbildern geschmückte Stübchen. Ein hagerer, ergrauter Mann von vorsichtigem, betullichem Wesen, peinlich sauber in der Einfachheit seiner Kleidung, als deren Besonderheiten hervorstachen: ein breitrempiger Filz, ein großes wollenes Halstuch und Stiefel mit hohen Absätzen. Diese verursachten denn auch beim Gehen ein lustiges Gepolter, wodurch sein sonstiges ernstes Sichgeben einen komischen Anstrich erhielt.

„Grüß Dich Gott, in Deinem Allerweltsfleiß, Schwester Marie! Na ja, ich sehe schon, Dich plagt auch nur eins: daß die Zeit nicht still steht. Hab' ich recht?“

Damit stellte er seinen Schirm in eine Ecke, um der Schwester im Herrn beide Hände zum Gruß reichen zu können.

Frau Link — wie alle sie achtungsvoll nannten — warf den Stieckoupon beiseite und ging ihm entgegen. Dabei versuchte sie unbefangen aufzuschauen. Statt dessen schämte sie sich des ärmlichen Flickwerks ihrer Kleider. Behend band sie eine Schürze um.

„Ich hab' Dich nicht erwartet, — nicht heut schon. Drum seh' ich so zutwider aus.“

„Wirklich, grad' so, als könnte kein Frühling und kein Glück mehr Farbe in Dein Gesicht bringen!“ entgegnete er teilnehmend und bedauernd und blickte in ihre verkümmerten Züge — das häßliche Ergebnis einer anstrengenden Heugearbeit.

Der Prediger zerstreute ihre Verlegenheit mit liebevollen Worten. Dann sagte er nachdrücklich und mit vorbereitender Ueberlegung: „So könnten wir denn die Sache besprechen, wenn — das heißt, ist Dein Sohn da? Mit dem muß ich unter allen Umständen reden. Unter allen Umständen, verstehst Du?“

„Willst Du nicht Platz nehmen, es sind ja so viele Treppen dahinauf?“ fragte sie bedrückt, indem sie da und dort eilig noch irgend etwas in Ordnung brachte.

„Es scheint mir, er hat nichts erreicht,“ mußte sie denken.

Gerhard, der Prediger, setzte sich und loderte das dicke Halstuch.

„Schau, Schwester Marie, auch mit Dir muß ich ein ernstes Wort reden. Du brauchst nicht zu erschrecken. Bewahrel! Der gütige Geber hat sich gefunden. Dagegen hab' ich dem Spender Eure Verhältnisse klipp und klar auseinandersetzen müssen. Tjaja... hmhm... gewundert hat er sich auch, daß darf ich Dir nicht verschweigen.“

Ein leiser Vorwurf schimmerte durch seine Worte; sie rührten an das jahrealte Glend in ihrer Seele.

(Fortsetzung folgt.)



## Liebesleben in der Pflanzenwelt.

Von Hermann Krafft.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit der Reise führt bei einigen Pflanzen ein Windstoß den in großen Mengen produzierten Blütenstaub aus den männlichen Blüten; etwas davon gelangt dann wohl auf weibliche Blüten, während das meiste nutzlos als „Schwefelregen“ zu Boden fällt. Hier sehen wir in einfachster Weise den Wind den Liebesboten spielen. Man hat solche Pflanzen Windblütler genannt. Es gibt deren eine ganze Reihe. Sie verlassen sich jedoch nicht ohne weiteres ganz auf den Wind, sondern arbeiten ihm entgegen, indem sie die einzelnen Pollenkörner mit Luftfächchen ausstatten, auf daß der Wind leichtes Spiel mit ihnen hat und sie nicht so schnell zu Boden sinken. Die weiblichen Blumen scheiden zur Zeit der Reise oft eine Flüssigkeit aus, die den Pollen leicht festhält, oder sie sind mit Haarkronen, Federbüschchen oder ähnlichen Einrichtungen ausgestattet, in denen sich die Pollenkörner leicht verfassen. Von Bedeutung ist auch, daß der Blütenstaub in großen Mengen erzeugt wird, denn bei kleinen Mengen würden die weiblichen Blüten leicht Gefahr laufen, unbestäubt zu bleiben.

Hafelnuß, Erle, Birke, Pappel und andere mehr zählen zu den Windblütlern, sie fallen dadurch auf, daß ihr Blütenstaub trocken ist und von der Blüte leicht fortgeblasen werden kann, bezw. leicht von selbst abfällt. Anders gestaltet sich die Sache bei der Weide, wo männliche und weibliche Organe nicht nur in verschiedenen Blumen sitzen, sondern wo ein Baum entweder nur männliche oder nur weibliche Blüten trägt. Hier wird der Wind zu unverlässig, da doch männliche und weibliche Bäume nicht immer nahe beieinander stehen. Wir vermögen auch den gelben Blütenstaub gar nicht von der Blume abzublasen; sobald wir aber mit dem Finger über das Näßchen streifen, färbt sich dasselbe sofort gelb von den anhaftenden Pollenkörnern. Diese sind nämlich mit einer klebrigen Flüssigkeit versehen, deren Zweckmäßigkeit wir sofort erkennen lernen, wenn wir beobachten, wie an so einem Busch voller männlicher Näßchen ein ganzes Heer von Bienen, Hummeln, Wespen und anderer Insekten sich umhertummelt, um Honig und Blütenstaub einzubeheimsen. Der Unterkörper der Tierchen ist ganz gelb von Pollenkörnern. Wenn nun die Tiere zu einer weiblichen Pflanze kommen und auf deren Blumen umherkriechen, so wird hierbei von dem anhaftenden Blütenstaub einiges auf die weiblichen Blumen abgestreift und die Bestäubung ist besorgt. Als Mittler haben wir hier das Insekt kennen gelernt, das für seinen Liebesdienst als Lohn Honig und Blütenstaub von der Pflanze einheimst.

Den Insekten kann die Blume besser vertrauen als dem Winde, und darum ist die Fremdbestäubung durch Insekten auch weit häufiger; es hat sich sogar eine Wechselbeziehung zwischen Insekt und Blume herausgebildet, die oft so weit geht, daß eine Blume ohne den Besuch eines ganz bestimmten Insektes unfruchtbar bleiben muß.

Wenn um Ostern herum die Schlüsselblumen den Waldesboden in einen gelbgesprenkelten Teppich verkleiden, dann ist Gelegenheit, eine seltsame Einrichtung kennen zu lernen, die nur im Dienste der Fremdbestäubung durch Insekten verständlich wird. Wir pflücken einen Teil dieser Primelblumen und reißen die gelben Blumenkronen der Länge nach, von oben nach unten, in zwei Teile und werden dann bemerken, daß bei manchen Blumen der Stempel länger als die Staubgefäße ist, während das Verhältnis in anderen Blumen geradezu umgekehrt ist, das heißt, hier sind die Staubgefäße länger als der

Stempel. Galten wir zwei solcher verschiedener Blumen nebeneinander, so stellt sich heraus, daß sowohl die kürzeren wie auch die längeren Organe jedesmal in der Länge übereinstimmen. Nun hergegenwärtigen wir uns, ein nach Honig lüfterner Schmetterling läßt sich auf eine Blume nieder und senkt seinen Rüssel in die Blumentröhre hinab, wobei er unfehlbar mit den Staubbeutelchen wie auch mit der Narbe in Berührung kommt. Reife Pollenkörner bleiben an seinem Rüssel haften und werden auf eine andere Blume übertragen, mit deren Narbe sie aber nur dann in Berührung kommen können, wenn die Staubfäden einer Blume die gleiche Länge wie der Stempel der anderen Blume haben. So wird der Blütenstaub langstieliger Staubgefäße auf Blumen mit langem Stempel übertragen, und von kurzstieligen Staubgefäßen auf kurzstielige Stempel.

Dieselbe Einrichtung läßt sich bei manchen anderen Blumen auffinden, so bei dem Dungenkraut, das zu gleicher Zeit und an gleichem Orte mit der Primel blüht, beim Buchweizen, beim Kreuzdorn und bei verschiedenen Veinarten. Andere Blumen, so der zierliche Sauerflee, der in feuchten Gebirgswäldern angetroffen wird, begnügen sich nicht einmal mit zwei verschiedenen Längen der Fortpflanzungsorgane, sondern sie bilden sogar drei Längen aus, so daß der Stempel entweder über zwei verschiedenen Längen der Staubgefäße, oder darunter, oder dazwischen steht.

Zum Sommer finden wir an jenen Stellen, wo im Frühjahr die Primel blüht, die Vergilie in ihrer Pracht. Die Staubbeutel kehren jene Seite, an der der Blütenstaub hervortritt, nach außen und der Stempel hat sich aus dem Kranz der Staubgefäße herausgekrümmt, sobald die Blume geschlechtsreif ist. Am Grunde der Blumenkronblätter sitzt der Honig in kleinen Vertiefungen. Da sehen wir auch schon einen Falter herbeischwingen, der, um zum Honigtopf gelangen zu können, unter der Blume sich schwebend hält, wobei sein Unterkörper mit den Staubfäden in Berührung kommt und einen nicht unerheblichen Teil reifer Pollenkörner unfehlbar aufladet, die infolge ihrer klebrigen Beschaffenheit leicht anhaften. Wenn nun derselbe Falter andere Blumen anfliegt, so wird er hier mit der hervorstehenden Narbe in Berührung kommen und etwas Blütenstaub abladen.

Beim Ackerweilchen oder wilden Stiefmütterchen können wir eine sonderbare Einrichtung kennen lernen, wenn wir eine Blume sorgfältig zerlegen. Da sehen wir, daß an der dicken Narbe eine kurze Lippe herabhängt. Die Narbe verschließt den Zugang zu den Honigdrüsen derart, daß der eindringende Rüssel eines Insektes unfehlbar mit der Lippe in Berührung kommen muß. Ist dieser Rüssel mit Blütenstaub beladen, so wird derselbe von der Lippe aufgenommen. Wenn das Insekt den Rüssel zurückzieht, so wird die Lippe nach oben gedrückt und der Blütenstaub gelangt in eine kleine Vertiefung der Narbe, der empfängnisfähigen Stelle. Gleichzeitig hat das Insekt seinen Rüssel aufs neue mit Pollen beladen, den es bei einer anderen Blume wieder abgeben muß.

Ähnliches läßt sich bei der in Gärten gepflegten Gaullerblume, Mimulus, beobachten. Hier ist die Narbe zweiteilig; die Unterlippe hängt herab und schließt sich mit der oberen zusammen, sobald eine Pollenübertragung stattgefunden hat.

Da wir eben vom Weilchen redeten, mag gleich von jenem Vertreter dieser Gattung gesprochen werden, der im Verborgenen blüht. Das bescheidene Ackerweilchen im Grase unter dem Gebüsch ist recht übel dran, denn es wird nur selten von Insekten besucht, während das im Felde mit seinen Farben prahlende Ackerweilchen geradezu umbuhlt wird. Aber das Weilchen weiß

sich zu helfen. Es erzeugt, meist erst dann, wenn die blauen Blumen verblüht sind, eine besondere Gruppe von Blumen, denen die Erhaltung der Art obliegt und die nicht auf Fremdbestäubung, sondern auf Selbstbestäubung angewiesen ist.

Eine ganze Anzahl Blumen übt Selbstbestäubung aus; manche ausschließlich, andere nur dann, wenn die Fremdbestäubung ausblieb. Es ist recht wunderbar, die Wege zu beobachten, welche die Blume zur Erzielung einer Selbstbestäubung zu wandeln weiß, wenn der Blütenstaub nicht ohne weiteres auf die Narbe herabfällt. Bald krümmen sich die männlichen Organe zum weiblichen hin, bald reckt sich das weibliche, ein andermal wird die ganze Blüte so gedreht, daß der ausfallende Pollen die Narbe nicht verfehlen kann, dann wieder pressen die Blumenblätter die Staubgefäße zum Stempel hin, oder die männlichen bezw. die weiblichen Organe wachsen in die Länge, um das andere, längere Geschlecht zu erreichen.

Doch wir möchten noch einige weitere Beispiele von Fremdbestäubung verfolgen. Das Knabenkraut ist eine bekannte Pflanze feuchter Wiesen und Wälder. Diese Pflanze zählt zu den Orchideen, jener farben- und formenreichen Pflanzenfamilie, die in den Gewächshäusern unserer Gärtnereien als das kostbarste der Pflanzenwelt geschätzt wird. Unser Knabenkraut soll uns zu einem interessanten Experiment dienen. In eine voll erblühte Blume senken wir einen spitzen Bleistift (oder Holzstäbchen) schräg von oben hinein. Kaum hat der Stift die Blume berührt, so springen ein paar keulenförmige Gebilde aus derselben hervor, die sich wie zwei Hörner dem Stifte aufsetzen. Wir haben uns von unserer Verwunderung noch nicht erholt, da bemerken wir, daß die beiden Hörner sich langsam nach vorn und dann nach unten krümmen, in welcher Stellung sie verharren; versuchen wir nun unseren Stift in derselben Richtung nochmals in die Blume einzuführen, so sehen wir, daß die nach unten geneigten Spitzen der Hörner jetzt genau jene Stelle der Blume treffen müßten, wo sich die Narbe befindet.

Die Erklärung für diese sonderbare Erscheinung ist leicht gegeben. Die keulenförmigen Gebilde sind die gestielten Pollenmassen der Knabenkrautblume, welche durch den Reiz unseres Bleistiftes aus ihrer Hülle befreit wurden und mittels Klebstoff an ihm haften geblieben sind. An Stelle des Bleistiftes denken wir uns nun den Kopf eines honigsuchenden Insektes und der Wert der ganzen Erscheinung wird sofort verständlich. Würden die Pollengebilde nicht die Bewegung über vorn nach unten ausführen, so würden sie nie mit einer Narbe in Berührung kommen können, da die Narbe unmittelbar unterhalb des männlichen Organs sitzt. (Schluß folgt.)



## Von Berlin nach Irkutsk.

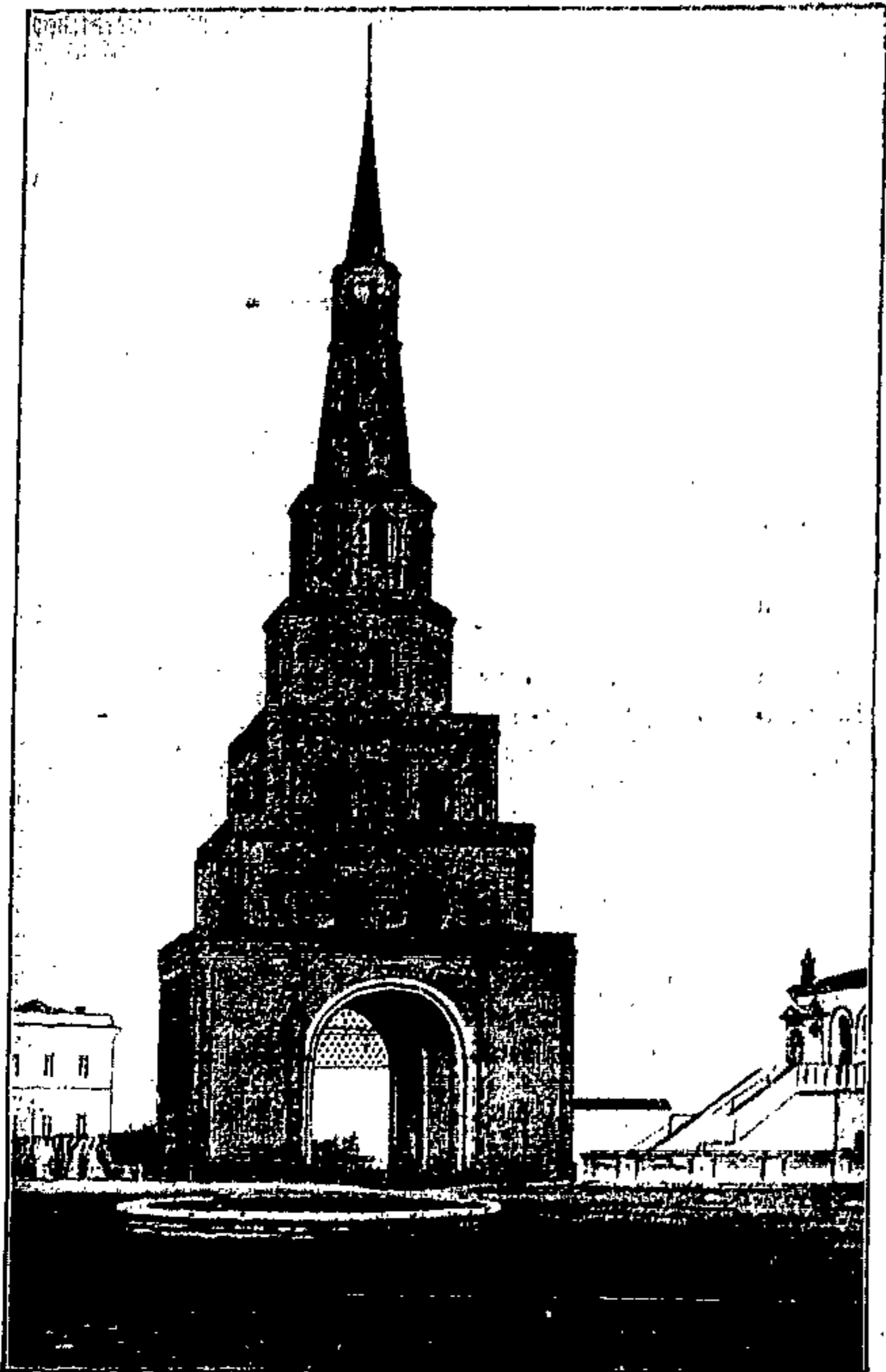
Eine Belletrierin von Hermine Helde.

(Schluß.)

Der Staub wirbelte haushoch um Kasans goldkuppelige, grotesk bemalte Kirchen. Wirbelte uns nach ins Tatarenviertel. Der Basar in Buden und Lädchen zu beiden Seiten einer weiten Straße trug morgenländischen Charakter. Vereinzelt Frauen huschten, die Röcke über den Kopf geschlagen und vor dem Gesicht ängstlich zusammengehalten, sahen über den Weg.

In Strümpfen rutschten wir die heiligen Stufen einer Moschee hinauf. Sie hätte im Innern einem weiten, leerstehenden Salon geglichen — teppichbelegt und elektrisch beleuchtet, die Fenster mit Vorhängen versehen — wenn nicht ein glasumfaktes Pult mit dem aufgeschlagenen Koran den Eindruck zerstört hätte.





Der Tarenturm in Kasan.

An der ehemaligen Stadtmauer stand ein uralter Turm, von einer tatarischen Kaiserin einst erbaut. Da hatten die Orthodoxen jetzt eine Kapelle und einen winzigen Kramladen voll Heiligenbilder eingerichtet. Ein Stockwerk höher wohnte eine Töpferfamilie. Der Hausvater zeigte den Weg hinauf über all die versteckten Treppchen und Leitern, durch die ge-

heimen Türchen und Lücken. . . Und ganz, oben, da, wo der Wind brausend durch den öden Fensterbogen kam, da stand ein Alter im Schafspelz und — bot einen Operngucker an.

Der Alchweg führte uns an einem Mönchskloster vorbei. An Seilen, die von dem wichtigen Torbogen herabgingen, läutete ein Mefner zum Gottesdienst. Schmutzig und einfältig sah er aus. Drei junge Mönchlein standen um ihn her, in fadenscheinigen Kostans von zweifelhaftem Schwarz, die ungekämmt Strähnen gottfelig wirr um die blassen Gesichtern. Das Tor durchschreitend, befand ich mich im verwilderten Klostergarten, wo Mönche jeden Alters, wilden Tieren nicht unähnlich mit ihren ungepflegten Mähnen und dem scheuen Wesen, in Rudeln herumlungerten. In der gold- und silberstrotzenden Kapelle kniete im Beichtstuhl ein Mönch in lang herabwallendem Seidenkastaun, auf dem Kopf eine Mitra, von der ein schwarzer Schleier bis auf den Boden fiel. Er sang mit langgezogener monotoner Stimme. Der Chor der Mönche und fremden Nonnen in hohen Pelzhauben sang düster und feierlich die Responsorien.

Jene Nacht verbrachten wir auf einem Hausboot. Im Männeraal breiteten wir auf dem schmutzigen Tisch unseren Abendimbiss aus, der in der Hauptsache aus einem saftigen, schwarzkörnigen Kürbis bestand. Beim trüben Schein der von der

Decke baumelnden Hängelampe sahen wir ringsum bärlige Gestalten auf Holzbanken ausgestreckt, manche schon in ihre Decken gewickelt und schnarchend, andere noch ihre Pfeifen zu Ende schmauchend und miteinander pflüsternd.

Im Frauensaal dasselbe trübe Dellämpchen, dieselben Holzbänke. Zigarettenqualm und Geschnatter. Das Gepäck legte man sich unter

den Kopf, als einzigen diebesicheren Maß. Die Insektenprize wanderte von Hand zu Hand. Ein sanfter Nachtwind ließ die Mouleang aus Fensterkreuz schlagen. Die Türangeln wimmerten, so oft jemand ein- oder ausging.

Bis ein Uhr habe ich mich vergebens mit dem Einschlafen geplagt: meine Nachbarin rauchte mir weiter in die Nase, das Dellämpchen flügelte mich weiter in die Augen, die Wanzen bissen weiter in jeden Teil meines Körpers.

Unmöglich! Mit einem unterdrückten Fluch stand ich auf, den Rest der Nacht mit Spazierengehen totzuschlagen. Da ich zur Tür hinausstrat, sah ich, wie auf dem offenen Boden des flachen Boots Reisende auf Gepäckhaufen, Warenlisten und Taubergen schliefen. Augenblicklich holte ich meine Decke aus dem Saal und streckte mich auf einer schmalen Bank aus, deren Hälfte schon ein anderer eingenommen hatte. Mein Nachbar brummte zwar im Schlaf über die Störung, fand aber bald die Unnehmlichkeit eines warmhaltenden Füße-vis-à-vis heraus.

So lag ich in der sternklaren Nacht am Rand des leise schaukelnden Boots über den Wolgawässern, die beruhigend wie ein Wiegenlied gegen die Bootsseite plätscherten und meinen hinabgestreckten Arm liebend umkosten. Unweit eine Schar verirrter Segelkähne mit schlaftrunkenen Laternen und einsamen Masten. In der nebeligen Ferne von Zeit zu Zeit vorbeischwebend ein dunkler Schiffsleib, das suchende Licht an der Stirn. . . Als die Sterne schon zu erlöschen begannen, fiel ich endlich in tiefen Schlaf. Und immer noch schaukelte sie und sang sie das Wiegenlied, die Mutter, die Wolga, und ihre Liebeslungen begleiteten mich in meine Träume.

In Kasan war unsere Gesellschaft um eine sibirische Kloufne angewachsen, ein kleines fettes Teufelchen mit beweglichen Schwarzäuglein, einem schwarzglänzenden Tituskopf und zu Polstern herausgeschürften Hüften. Sie machte mit jedermann Bekanntschaft, erzählte jedermann ihre eigene Lebensgeschichte und die untrigen. Kürbisse pflegte sie einen unwiderstehlichen Drang zufolge in der Schlafkabine zu verzehren, die Schalen und Kerne ins Waschbecken zu werfen, den Sahn zum Wegschwemmen aufzudrehen — und

in Gedanken vertieft davonzugehen. Dreimal fand ich so beim Zubettgehen die Stajüte unter Wasser. Daß ich beim Umkleiden die Tür verschloß, fand sie „unsozial“ und sie drückte ihren Protest dadurch aus, daß sie zum Fenster hereinkrabbelte. Um eine Hutnadel wendete sie in sämtlichen Koffern und Körben das Unterste zu oberst. Waschlappen, Kämme, Zahnbürsten usw. betrachtete sie als Gemeingut.

Wenn sie mich so ans Ende der Geduld gebracht, küßte sie mich stürmisch ab und nannte mich ihre „milaja“. Worauf die Komödie von vorn anfing.

Sinauf die Rama.

Die Landschaft wurde wilder, trostlos. Menschliche Siedlungen waren spärlich. Die vereinzelt Bäume schrumpften zu Krüppeln zusammen oder streckten sich über natürliches Maß in ihrer Dürre himmelwärts. Die Felsen boten der Sonne und dem Mond Grimassenpiegel. Die Wasser hatten die Melodie ihres Rauschens vergessen; sie wühlten und gurgelten und bäumten sich empor aus unheilswangeren



Station in der Kirgisensteppe.



Höhle tiefen. Und die Steppe, die grenzenlose, allumfassende, im Horizontnebel untergehende. . . .

Kein Wunder, wenn die Menschenaugen, besonders in den lauen Dämmerabenden, unnatürlich sich dehnten und starren, und felsame Regungen sich der in Bann geschlagenen Sagen bemächtigten.

Auf dem Schiff befand sich eine vornehme Tungusin, schmal und blaß wie eine Kranke und mit sehrenden Augen. So oft sie an mir vorbeiging, lächelte sie. Ich glaubte über meine Reformkleidung. Bis sie einmal, ohne ein Wort, sich an meine Seite setzte und den Kopf auf meine Schulter lehnte, die bleichen Lippen wie in Ekstase halb geöffnet. Wir konnten nicht miteinander reden. Aber sie verlangte nur meine Hand zu halten, Arm in Arm mit mir an Bord auf- und abzuwandeln oder ganz still neben mir zu knien. So spielte ich das Götzenbild. Das alles brach einem fast das Herz. . . .

Die Todeshöhlen schienen aufzusteigen. Der Fluß war so leicht, daß unser Schiff wiederholt Ladung anschleppen mußte. Schließlich lagen wir einmal sechs Stunden lang an ein Lastschiff angekoppelt in des Flusses Mitte. Drunten wanderten sie aus der dritten Klasse über den Sleg mit ihrem Gepäck, Mann und Weib und Kind.

Und noch wars zu schwer und ging zu tief. Jeden Augenblick konnten wir auf dem Grund anlaufen. Mit jedem langsam vorwärts gleitenden Schritt senkte ein alter Schiffer die Messstange hinab ins Wasser.

„Neht.“

Das Sprachrohr hallte es zurück, den Nachkommenden zur Warnung: „Neht.“

„Sieben.“

Und hohler: „Sieben.“

„Sechs.“

„Sechs.“

Heller: „Sechseinhalb!“

„Sechseinhalb!“

Nun mit Zuversicht: „Sechseinhalb!“ Gleich zuversichtlich: „Sechseinhalb!“

„Fünf.“ sprang empor. „Fünf!“

Ein Schrei: „Viereinhalb!“ „Viereinhalb!“

Man hörte keinen Laut bis zum nächsten. „Viereinhalb!“ „Viereinhalb!“

Die Gähle reckten sich, die Zahl zu sehen, bevor sie gerufen wurde.

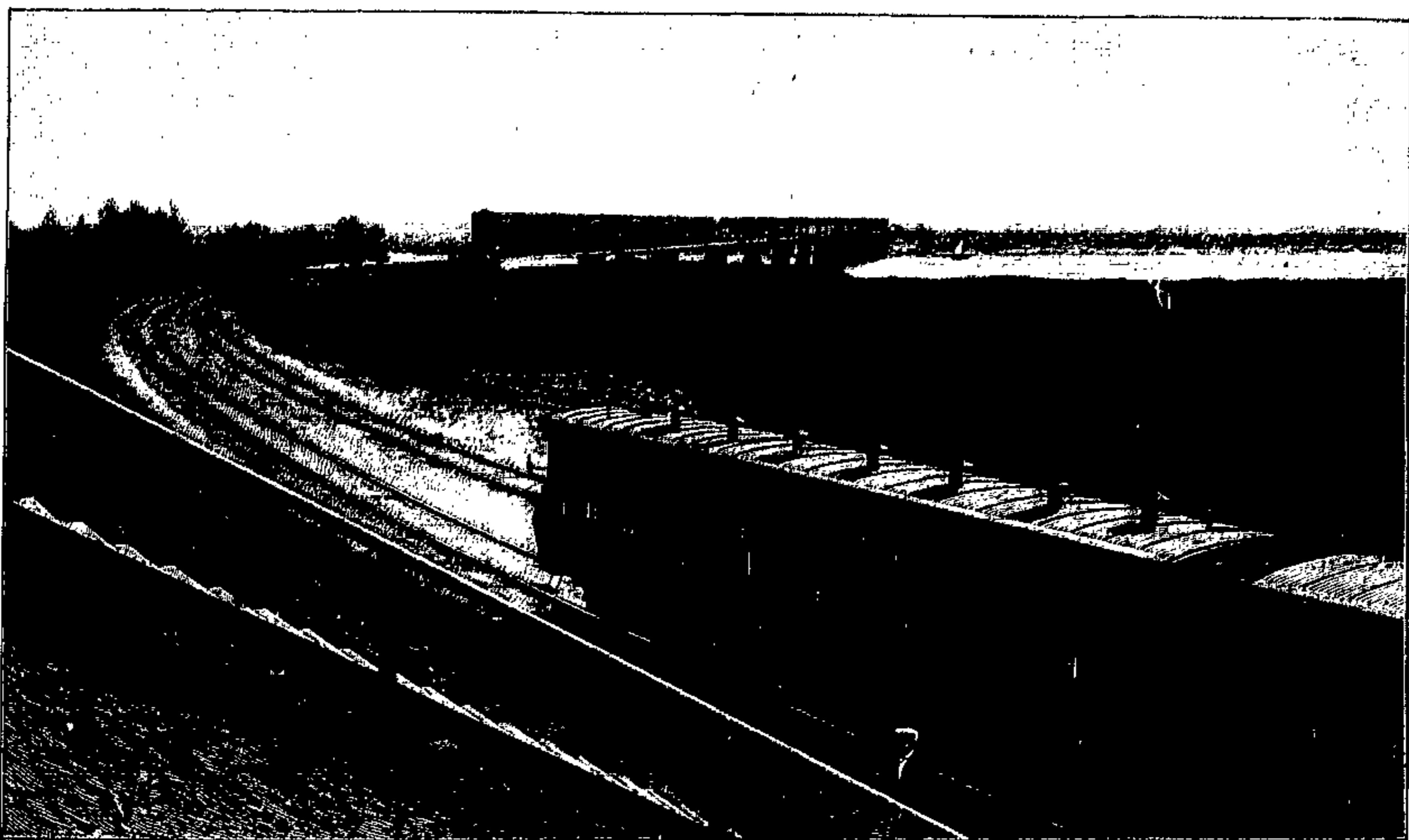
„Fünf. . .“

Ein erköstes „Ah!“ vieler Stimmen mit dem freudvollen Echo des Sprachrohrs.

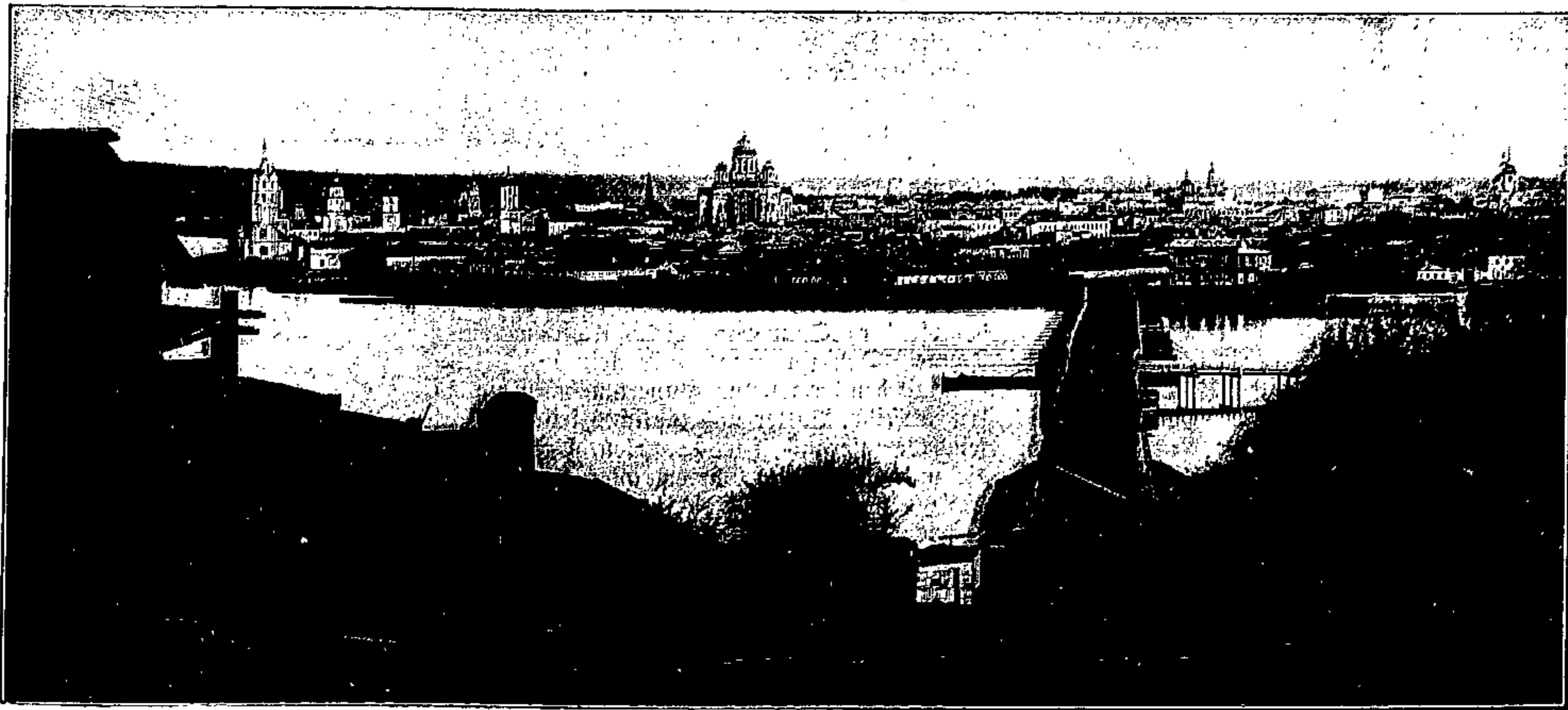
Und da tauchten auch über der Wölbung der Steppe die verheißenen Höhen des Ural empor. — In Nacht und Schweigen hatten wir den Ural überstiegen und landeten im jenseitigen Jekaterinenburg zur Stunde des ersten Hahenschreies. Eine schläfrig hin und her wackelnde Kutsche fuhr uns durch die grauen öden Straßen zum Hotel. Nach etwa viertel-



Der Samowar summt.



Wolgabrücke.



Irkutsk.



stündigem Mühen und Aufsen öffnete uns ein blinzelnendes Zimmermädchen in offener Nachtjacke und führte uns in die nächsten leeren Stuben.

Jekaterinenburg lebt vom Uralstein. In einer Schleiferei rieben und formten und polierten und wuschen sie — schon seit zehn Jahren — an einem Altar aus Malachit, aus grünem und rosigen und schwärzlichem Malachit, mit kunstvoll gedrehten Säulen und zierlich gemeißelten Blumen. In weißgetünchten Läden spielte die Nachmittagssonne auf den Malachitkästchen, den Grotten der Uralkristalle, auf den Eisenstatuen des Sibirieneroberers, den graziösen Tellern und Vasen und Leuchtern aus dem spröden Metall, auf den ziselirten Dolchlingen, den barbarisch mächtigen Brotsägen, auf den Petschaften, geschnitten in Bergkristall, den schweren Tropfen der Amethysten, dem Geriesel der wasserhellen und goldgelben Topasenfetten und einer Kette schwarzer Topasen mit einem durchgezogenen roten Faden, mit der spielte sie besonders und verwandelte sie nun in ausglühende Kohlen, an denen Feuerzünglein lecken nun in die dunklen Blätter eines Lorbeerstrauches, durch die das Abendrot des Südens flammt. . . Die Sonne war in die Topasenfette verliebt. Der Sonne fiel es leichter als mir. . .

\*

Der Anfang vom Ende war erreicht: in Tscheljabinsk warteten wir auf den sibirischen Zug. Die sonst öde Station glich einem Auswandererhafen. Auf dem Bahnsteig waren Berge von Gepäck aufgehäuft; die Besitzer saßen zumeist wachhabend oben darauf. Im Schatten der Mauer kauerten armselige Gestalten, Tee trinkend und Nüsse knackend, deren Schalen in weitem Bogen den Boden bedeckten. Einige spielten lärmend mit zerfetzten Karten, andere würfelten auf Brettern, die mit farbiger Kreide auf das nackte Pflaster gezeichnet waren. Nomadentweiber hielten Milch, Gurken, Krügel, Piroeschki und gebratenes Fleisch feil. Die Männer brachten bastgeflochtene Körbe und halfen noch manchem Mangel in der letzten Stunde ab.

Endlich war der Zug zusammengestellt: braunrote, langgestreckte Wagen krochen schwerfällig in die Station ein. Es war noch eine Stunde bis zur Abfahrt, aber die Völkerwanderung begann schon. Unser Gepäckträger hatte uns im ersten Abteil eines durchgehenden Wagens einquartiert. Da gab es keine geschlossenen Coupés, sondern eine Reihe von Sofas, je zwei mit dem Rücken gegeneinanderstehend, die durch weiß und rot gestreifte Ueberzüge geschützt waren. An der gegenüberliegenden Fensterseite waren Stühle in derselben Weise angebracht. Im nächsten „Coupé“ hatte ein Turteltaubenpärchen sein Nest gebaut. Jeden Störenfried, der Anstalten machte, sich bei ihnen einzuquartieren, erklärte das Männchen mit süßlichem Näckeln, Anspruch auf fünf Plätze zu haben — und wer in einer Beamtenuniform steckt, dem ist in Rußland nichts unmöglich. Ein Sofa weiter wohnte ein junger Pöpe mit himmelblauen Schmachtaugen, einem unaussprechlich naiven Näschen und einem ungewöhnlich sauberen Kasten.

Ein erst vor kurzer Zeit aus dem Land der aufgehenden Sonne heimgekehrter Student lief mit einem riesigen japanischen Strohdedel umher, von dem bunte Bänder ausgehen in die Winde flatterten.

Da erschallten drei gellende Schläge von einer gewaltigen Glocke — die beim Publikum nicht die mindeste Wirkung hervorriefen. Eine Viertelstunde später folgten wieder zwei Schläge: das Durcheinanderlaufen und -schreien vermehrte sich; die Handelsgeschäftchen wurden schneller erledigt, die Kellner zum Bahnen hergerufen. Beim dritten Zeichen endlich schwang man sich

schleunig auf das Trittbrett und begleitet von den Fußhänden, Abschiedstränen, letzten guten Wünschen und nachgesandten Flüchen der Zurückbleibenden ging's hinaus ins asiatische Sibirien.

In glühender Sonnenhelle lag die Landschaft. Dem Schienenstrang entlang blühten hochstielige, farbenprächtige Blumen. Beerengebüsch rankte sich in wilder Fülle durcheinander. Die Fliegenetze, welche die Bahnarbeiter über den Kopf gestülpt trugen, stachen grotesk daraus hervor.

Wenn die Bahn eine Höhe erklimmen hatte, sah man meistens in die grüngelbe Steppe hinaus, von der sich die Furten der Kirgisen kaum erhoben.

In ungeheuren Abständen tauchten dann die lehmfarbigen Hüften eines Dorfes unter den wippenden Zweigen ihrer Birken auf; majestätisch überragte sie der goldkuppelige Sabor, „vom Blut des Volkes erbaut.“ Oft auch führen wir am Rand des Urwalds hin, wo gigantische Bäume, an die der Menschenwurm nie gekrochen, sich im gewaltigen Kampf ums Dasein gegenseitig verkrüppelten, zersplitterten, entwurzelten.

Am Abend verwandelte sich der ganze Waggon in einen Schlafsaal. Die Sofalehnen bildeten aufgeschlagen das zweite Stockwerk. Meist waren die Herren die zum Hinaufklettern Verdammtten. Von den Stühlen wurden je zwei gegenüberstehende Sitze zu einem Bett, die beiden Lehnen zum überhängenden Bett verbunden.

Jeder hier Reisende hat ungeschriebenen Gesetzen gemäß Anspruch auf eine ganze Schlafmatratze. Die Frauen verhängten sie mit Schals und Decken und machten es sich dahinter so bequem wie in ihrem Schlafzimmer.

Es ist etwas Eigenes, fast Poetisches, um so einen Zug, der viele hundert ruhig in seiner Gut schlafende Menschen schweigend durch die nächtliche Steppe trägt. Und wie gut man da schläft! Das gleichmäßige Rassel und Stoßen der Wagen war so sanft, daß es wie einschläfernde Musik wirkte.

Einmal jedoch wachte ich mitten in der Nacht auf. Der Zug fuhr gerade in eine Station ein, ruhig und behutsam, ohne Pöfchen, Pfeifen oder Mitteln, wie aus Rücksicht auf die schlafenden Passagiere. Schließlich stand er still, man hörte Signale, sah die Beamten mit Laternen hin und her gehen und nach einer Weile führen wir ebenso still weiter.

Von morgens sieben Uhr ab begann das Laufen nach den Waschstuben. Wenn der Andrang groß war, stellte man sich im Gang in langer Reihe auf, das Handtuch über der Schulter, Waschzeug, Kamm usw. in der Hand. Dann wartete man geduldig, bis der Bordermann sich gewaschen und frisiert hatte, was bei Borderfrauen gewöhnlich etwas länger dauerte. (Zimmerhin waren es russische Frauen!)

Hierauf machte man Ordnung, rückverwandelte die Sofas, der Schaffner kam mit Schrubber und Wasserkübel und auf der nächsten größeren Station wurde Tee bereitet. Dort stand ein dampfender Samowar vom Umfang einer Tonne. Dahin rannten Männlein und Weiblein mit den Teekesseln. Bauernmädchen hielten frische Milch, Butter und köstliches frisches Brot feil, Gemüse und Fleischpasteten, Beeren und die unvermeidlichen Gurken, alles zu lächerlich billigen Preisen.

Auf diese Art richtete man sich im Coupé ein prächtiges Frühstück her. Nachher spülte man mit dem übrig gebliebenen Teewasser das Geschirr zum Fenster hinaus ab.

Das Mittagessen nahm man auf den im offiziellen Fahrplan mit rotem Druck bezeichneten Stationen ein; andere kleinere, hatten „Büffet“ beige druckt. Alle Bahnhofstrestau-

rationen, die ich in Sibirien angetroffen, waren ausgezeichnet bestellt und bewunderungswürdig reinlich und einladend. Die Speisen brodelten auf offenem Feuer und jeder konnte sich sein Stück selbst herausfuchen. Dabei waren sie besser zubereitet und billiger hier in der Ursteppe als in den meisten europäischen Bahnhofshotels.

So floß in regelmäßigem Wechsel ein Tag nach dem anderen hin. Man lernte die Mitreisenden näher kennen, lud sich gegenseitig zum Tee ein oder machte ein Spielchen zusammen. Einmal spazierte ich durch den ganzen Zug. In der dritten Klasse kam mir schon an der Tür eine verpestete Luft von Mosettausdünstung, schlechtem Tabaksqualm, allerhand Speisen, abgestandenem Tee und jenem säuerlichen Gestank entgegen, der sich bemerkbar macht, wenn eine Menge ärmlich gekleideter Leute in schlecht ventilierten Räumen zusammengesperrt ist. Da saßen Pöpen mit langem, ungelämmtem Haar und schmierigem Kasten, von ihren vielköpfigen Familien umgeben. Ein paar junge Bauern lungerten beim Kartenspiel auf dem Boden und ließen die Woktabutille kreisen. Weiber säugten ihre Jüngsten oder fütterten die Größeren, die halbnackt auf den Bänken herumrutschten. Sie und da sah eine fröhliche Gesellschaft um den summenden Samowar.

Unter dem zerlumpte Volk fielen besonders die Studentenuniformen mit ihren blinkenden Metallknöpfen auf; hagere Gestalten mit reifen, ernstesten Gesichtern steckten darin. Da lag einer auf einer Bank der dritten Etage und sein Blick streifte gleichgültig und abwesend über das Gewimmel unter ihm. Dort hatte sich eine Gruppe von Studenten und Studentinnen zusammengefunden; sie sangen und summten die schwermütigen Wolgamelodien oder unterhielten sich mit halbblauer Stimme, eng aneinander gedrückt, damit die Worte der Freiheit nicht an ein unberufenes Ohr drängen. . .

\*

Als ich am achten Morgen die Augen wachrieb, erblickte ich im Morgensonnengold zu meinen Füßen das Ziel unserer Reise — Irkutsk.

Niemals habe ich eine Stadt so auf den ersten Blick geliebt wie Irkutsk weißschimmernde Häuser unter dem sanften Neiz ihrer grünen Dächer, seine Metallkuppeln, seine sandigen Straßen, die dunkelgelbe Pracht seiner Kathedrale und den Glutring seiner drei Ströme, der diese ganze Schönheit zum zweiten Male gebärt. —

## Liebesklage.

Das Mädchen singt:

Nun ist die Welt in Glanz  
Und blüten schön.  
Ich kann vor Tränen kaum  
Den Frühling sehn.

Ach, als er mein noch war,  
O weher Sinn,  
Starb nie der Lenz mir ab,  
Ging nie der Sommer hin.

Kose, o Lauwind nicht,  
Du schaffst mir Gram!  
So schmeichelnd war sein Kuß  
In Glück und Scham.

Mein junges Herzblut tropft  
Ins Blütenrot.  
Ach, ohne ihn ist mir  
Der schöne Frühling tot. —

Otto Kritte.



## Hans, der Blinde.

Eine heitere Erzählung von E. Preczang.

(Fortsetzung.)

Es waren noch keine acht Wochen ins Land gegangen, als Tante Ramann wieder den Kopf schüttelte. Verwundernd diesmal. Voss Stammen sagte sie: „Aber, Junge, Du bist ja ein geborener Landwirt!“

„Wie?“ Hans richtete sich, ein wenig geschmeichelt, in seinen groben Wasserstiefeln, an denen die feuchte Frühlingserde klebte, auf und zog die Foppe mit den großen Hornknöpfen fester um die Brust: „Wie?“

„Ja. Warum in aller Welt hast Du Deine Zeit mit dem Studieren verschwendet?“

„Weiß ich's?“

„Es ist eklig, das Studieren, nicht?“ Lisa fragte. „Wiel schöner ist Heu machen.“

Da lachten alle drei.

Von nun an wurde überhaupt viel gelacht im Jung-Hilfsheim Hause. Zuweilen schon morgens, wenn die Nebel von den Wiesen zu steigen begannen und die Sonne eben über den Rand der Erde guckte, um den Fiest des kleinen Hauses zu vergolden.

Hans wunderte sich zuweilen, mit welcher Leichtigkeit er jetzt aus den Federn sprang — zu einer Tageszeit, die ihn in der Stadt noch im festesten Schlummer getroffen hätte. Wie bleiern auch schleppte damals der Tag sich hin! Und mit wie atemloser Schnelle fast rollten nun die Stunden sich ab! Der längste Tag auch schien zu kurz für all das Schaffen, das er sich wohl in der ersten Kraft des Morgens vorsetzte.

Der kleine Bauernhof erforderte nicht wenig Tätigkeit. Besonders im Anfange. Wohl hatten die Alten so zu sagen bis zu ihrem letzten Atemzuge Obacht gegeben, daß alles in der nötigen Ordnung sich abwickelte. Aber mit dem Selbstanfassen war es schließlich doch mehr ein Wollen gewesen als ein Vollbringen. Und dann gingen sie auch nicht aus den alten, durch neuere Erkenntnisse überholten Gewohnheiten heraus.

Hansens junge, zu Tat und Schaffen drängende Energie brachte einen frischen Zug in alles. Dazu regierte er sein kleines Reich mit Freudigkeit und Freundlichkeit. Oft horchte die alte Magd auf und sagte lächelnd zum Anecht: „Aiel mol! de Jungherr piept all wedder!“ Und der antwortete: „Jäl! Wie de in't Gescherr geht, so hew'k mien Dag noch feinen sehn.“

Und die Nachbarn, die sich nicht wenig über den „studierten Bauern“ belustigten, schränkten ihre Wiße allmählich ein, um endlich zu dem einstimmigen Urteil zu kommen, daß der junge Hülse alles andere sei als ein Dummer. Hans war zum ersten Male nicht durchs Examen gefallen. Das machte: er hatte den Platz gefunden, auf dem er stehen konnte. Seinen Platz. Jeder hat einen. Nur finden ihn nicht alle.

So lief denn die kleine Wirtschaft wie eine blitzblaue, gutgeölte Maschine. Ein Rad griff ins andere. Da war kein Reiben und Kreischen. Nur das harmonische Knarren der in den Hof schwanfenden Erntewagen. — Lisa hoch oben mit einem bunten Kopftuch als Krone —, und im Winter das regelmäßige Klappern der Dreschflegel auf der Tenne.

Tante Ramann hatte sich ein wenig an Umfang zugelegt. Das tat ihrer Mühigkeit und Rüstigkeit keinen Abbruch. Das Kommando im Hause hielt sie fest. Niemand machte es ihr streitig. Und das pralle, runde Gesicht der Fünzigjährigen leuchtete wie ein Apfel auf der Sonnenseite, wenn wieder einmal ein schwieriges Stück Arbeit gelungen, wenn der bescheidene Segen all des Schaffens wohlverwahrt in den Scheuern geborgen lag. Nur zuweilen, wenn sie ihre nachdenkliche Stunde hatte — so um die Dämmerzeit im Herbst, wenn es zu früh war, die Lampe anzuzünden, und zu

spät, noch bei Tageslicht zu arbeiten —, dann fielen ihre Blicke wohl auf Lisa, und sie spann ihre Lieblingsgedanken zu weiten Jäden aus.

Und Lisa, die einst mit der Musikmappe im ehrbaren „höheren Töchterschritt“ durch die Straßen der Stadt gegangen? Die lief wie ein munterer Bach durchs Haus, sang wie ein Fink, melkte gelegentlich die Kühe und fuhr mit einem kleinen Ponygespann fast an jedem Morgen nach eben jener Stadt, um Milch zu verkaufen, frische Butter und Eier. Sie war hoch geschossen in diesen Jahren wie ein Palm, den nie ein Fuß, nie ein Wetter niedergedrückt, der frei aufwuchs in Regen und Sonne. Ein rechtes braunes Mädchel hatte sich da entwickelt: das Haar war von je braun wie die Augen; nun bräunten sich auch Hände und Wangen. Dazu rundete sich ihre Figur mehr und mehr. Hals, Wüste und Arme setzten sich in das gehörige Verhältnis der Größe. Sie konnte wohl eines Mannes Auge entzücken.

Das war's, was Tante Ramann so bei sich dachte und woran sie ihre Wünsche knüpfte.

Aber Lisa wurde achtzehn Jahre alt und darüber, ohne daß diese Wünsche sich erfüllen wollten. Die Augen, die jenes Meisterwerk der Natur hätten erschauen sollen, sahen nicht. Und die Hände, von denen gewisse goldene Aufmerksamkeit erwartet wurden, spendeten lachend zu jeder Weihnachts die versprochene Pfunddütte Bonbons — dem „Kinde“. — —

Ein Sonntagvormittag im Frühling. Auf den Feldern zogen sich wie weiße Linien noch die im Abtauen begriffenen Streifen des letzten Schnees hin. Hans stand an dem weitgeöffneten Fenster seines Zimmers im ersten Stock und ließ die laue Luft herein. Unten vorm Hause, in der Gartenhecke, rumorte allerlei kleines Geflügel. Die ersten gelben Rükken spazierten schon in der Sonne herum und pickten von der Nahrung, die Lisa ihnen hingestreut. Zwischen ihnen rauften sich Sperlinge, trippelten Goldammern und Haubenlerchen — und zuweilen drang ein gedämpfter, noch vorsichtiger Zwitscherton von irgendwo her. Hans horchte aufmerksam. „Frühling!“ dachte er. „Frühling!“

Seine Gedanken wanderten zurück in die gelebte Zeit. Wenn er den Frühling mitrechnete, in dem er gekommen, so war dies nun der fünfte. Und plötzlich fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er schon vor Wochen sein vierunddreißigstes Lebensjahr vollendet hatte. Mittags-höhe! Aber traf sie ihn nicht im rüstigsten Schaffen, stand sein Haus nicht fest und nagte verbitternde Sorge an ihm? Das letztere gewiß nicht. Aber als er so ganz in sich versunken da innen herumstüßerte, stand aus einer verborgenen Ecke der Seele doch ein Etwas auf, das da sagte: „Mein Lieber, mich hast Du in all Deinem Schaffen vergessen. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!“

Ueber dieses Faktum geriet Hans zunächst in eine gelinde Aufregung. Das also war's, was zuweilen schüchtern in ihm angeklopft, ohne daß er den Mut gehabt hatte — nicht herein, sondern Heraus! zu rufen. Das war's, was seine Freude nie so ganz restlos aufgehen ließ! Es war da ein Platz leer, den schon Adam sich — sogar mit Verlust einer Rippe — besetzte.

Neunzig Minuten überlegte sich Hans diese Entdeckung. Dann bat er, endlich entschlossen, Tante Ramann herein, wie es immer geschah, wenn er glaubte, noch ein ganz klein wenig gesunden Menschenverstand außer dem eigenen in Anspruch nehmen zu müssen.

Der Anfang war schwer, sehr schwer. Deshalb setzte sich Tante Ramann, die beim ersten Blick schon etwas Außergewöhnliches vermutete,

bequem in einen Stuhl am Fenster und wartete. Endlich fanden die Worte, noch schen und zögernd, den Weg: „Du mußt nicht erschrecken, Tante, mußt es mir auch nicht als einen Mangel an Vertrauen zu Dir auslegen, — ich hoffe, Du wirst es begreiflich finden, daß ich — daß ich —.“ Er stockte.

Tante Ramann erschrak nicht im mindesten. Sagte nur: „Ja, mein Junge. Es wird Zeit, daß Du heiratest.“

Hans fiel aus den Wolken: „Woher weißt Du —?“

„Was soll es denn anderes sein? Ich bin ein alter Vogel und kenne die Menschen. Glück zu! Hoffentlich hast Du die Rechte gefunden.“

Und nun kam das ganz Unerwartete, das der „alte Vogel“ trotz seiner Menschenkenntnis nicht vorausgesehen.

Hans sagte: „Nein. Dann wäre die Sache furchtbar einfach. Aber, wie ich auch nachdenke, ich weiß niemand.“

Hier erhob sich Tante Ramann vor Stammen und nur halbverhehlter Entrüstung: „Wirklich — Niemand?!“

„Niemand. Du weißt ja selber, daß ich in den letzten Jahren kaum aus dem Hause gekommen bin. Verkehr haben wir fast gar keinen. Im Dorfe hier wüßte ich keine Seele. Und in der Stadt habe ich mich nie darum bekümmert. Vielleicht hast Du irgend eine Bekanntschaft oder kannst mir einen Rat geben.“

„Gott bewahre!“ Ganz beleidigt. „Wie komme ich dazu, mich in Deine allerpersönlichsten Angelegenheiten hineinzumengen! Geh die Sache mit der Auserwählten schief, dann machst Du mich verantwortlich! Nein!“ Mit blinzelnden, zornigen Augen: „Dann sieh mir zu! Du wirst schon eine Gräfin oder Prinzessin finden!“

„Du bist schlecht gelaunt. Legen die Hühner nicht gut?“ Er mußte lachen.

„Wenn Du glaubst, mich foppen zu können —“, Tante Ramann strich mit bebenden Händen die Schürze glatt, — „dann irrst Du Dich! Ueberhaupt, ich hab wieder meinen Rheumatismus —“

„Wieder? Davon weiß ich ja gar nichts.“

„Nein. Ich es war auch nicht schlimm. Und wenn Du mir möglichst bald meinen Posten abnimmst, um Deine eigene Frau dahin zu stellen, soll es mir lieb sein. Die Wirtschaft wird mir schwer. Und wenn auch nicht gerade schwer, — ich möchte am liebsten recht bald wieder in die Stadt. Schon um Lisas willen.“

„Du,“ Hans war ganz bestürzt und rieb sich die Stirn, „Du, das begreif ich nicht. Das ist mir wie ein Donner Schlag. Was Du in der Stadt willst, auf die Du sonst inuner schimpfst, weiß ich schon gar nicht. Und das Kind? Na, Du hast Lisa ganz gewiß noch nicht gefragt. Die weißt, sag ich Dir, wenn sie ihre Kühe verlassen muß!“

„Die Kühe, ja!“ Tante Ramann weinte auch beinahe.

„Siehst Du, wie Du selber an der Wirtschaft hängt! Ich kann's mir nicht anders denken, als daß Du nach meiner Verheiratung in eine weniger angenehme Position gedrängt zu werden befürchtest. Aber erstens: das müßte man abwarten. Und zweitens: die erste Bedingung, die ich meiner zukünftigen Frau stellen werde, soll die Verpflichtung sein, Dich als Mutter zu ehren!“

„Als Mutter!“ Nun weinte Frau Ramann wirklich.

„Du bist jetzt beruhigt über diesen Punkt, nicht wahr? — Weiter im Text, weil wir mal dabei sind: was meinst Du zu einem Inferat?“

(Fortsetzung folgt)





RÄTSEL u. SPIELE

Zwei Märchen.

Als das Hühnchen zur Schule sollte. Das Hühnchen war sechs Monate alt geworden und sollte zur Schule. Es wurde deshalb Familienrat abgehalten. 'So jung und muß schon zur Schule!' sagte die gelbe Tante mit den Federn an den Weinen, 'Eierlegen lernt es ja von selber!' 'Seh dem Küken doch nichts in den Kopf,' mahnte die Großmutter des Hühnchens, 'ich bin in die Schule gegangen, du bist in die Schule gegangen, da muß es eben auch in die Schule gehen!' 'Warum begreife ich freilich nicht,' sagte der Maulwurf, der seine Gänge im Hühnerhof angelegt hatte und nun auf Besuch gekommen war, 'ich habe nie etwas gelernt und bin doch durch die Welt gekommen!' 'Aber wie!' rief die Ansel, die auch im Hof auf einer Mauer wohnte, 'wie! Im Dunkeln ist er gefahren sein Leben lang, und Freuden hat er keine gekannt außer dem Fressen!' 'Schweig du dort oben,' krächte ärgerlich der Hahn, 'du gehörst nicht zur Familie und hast hier nicht mitzureden! Kinder aus unserer Sippe gehen zur Schule, natürlich, aber nicht wegen des Lernens, das haben wir nicht nötig!' 'Warum denn,' fragte die Ansel erstaunt. 'Weil es sich schickt,' sagte der Hahn würdevoll, und die Henne, die Mutter des Kükens, sagte: 'Und weil die anderen es so machen!' 'Natürlich,' rief der ganze Hühnerhof, und die Großmutter — es war eine mächtige Landhahnenhenn, die viel Ansehen genoß — gluckte und sagte: 'Natürlich!' Also sollte das Küken zur Schule — 'Was meint ihr, zu welchem Lehrer wie unser Hühnchen schicken wollen?' fragte der Hahn. 'Zum Grünpecht!' rief die Ansel vom Baum herunter, 'er weiß viel und hat viel gesehen!' 'In dem,' rief empört Mutter Henne, 'wist ihr, was das für einer ist? Der hat zu einer unserer Nachbarinnen gesagt, es wäre Zeit, daß die Hühner endlich etwas anderes lernten als nur Eierlegen und gackeln! Das hat er gesagt!' Die Henne kratzte sich mit dem Fuß unter dem Flügel, es war eine Gewohnheit, die sie hatte. 'Schwiegersohn!' rief majestätisch die Großmutter, 'da verlieren wir wohl kein Wort darüber! Was soll ein Huhn überhaupt anderes lernen als Eierlegen und gackeln? Doch nicht singen wie eine Nachtigall?' 'Warum nicht?' rief wieder die unverbesserliche Ansel, 'es wäre eine angenehme Abwechslung!' 'Ich habe gegackelt,' rief das alte Huhn, 'meine Tochter hat gackelt, warum sollte unser Hühnchen nicht auch gackeln?' Zum Grünpecht sollte das Hühnchen also nicht in die Schule, beschloß der Familienrat. Nach langem Nachdenken und Disputieren war man sich endlich darüber einig geworden, daß das Küken zur Pute geschickt würde, nicht zu der mit den grauen Federn, zu der bronzefarbenen natürlich — und daß die Familie es sogleich der Lehrerin vorstellen sollte. Hahn, Henne, Großmutter Landhahn und die gelbe Tante mit den Federn an den Weinen begleiteten das Hühnchen. 'Es soll vor allem richtig gackeln lernen,' begann die Großmutter, und betrachtete die Pute mit ihrem rechten Auge. Ueber das linke hing der Kamm, sie gebrauchte es selten und sparte es für Notfälle auf. 'Dann soll es in allen Pflichten unterrichtet werden, die ein Huhn von Familie kennen und ausüben muß: im Eierlegen, im Brüten, im treuen Führen der Jungen!' 'Versteht sich,' sagte die bronzefarbene Pute, 'das lernt es alles bei mir am besten!' 'Es soll Untertänigkeit gegen seinen künftigen Gebieter lernen,' befahl der Hahn. 'Natürlich, das lernt es alles am besten bei mir!' sagte die Pute mit den bronzefarbenen Federn. 'Es soll lernen sich mit den anderen Hühnern vertragen,' empfahl die Henne und kratzte sich unter dem rechten Flügel. 'Versteht sich, das lernt es am besten bei mir!' antwortete die Pute. 'Ich glaube, Sie sind dumm,' sagte die gelbe Tante mit den Federn an den Weinen. 'Das bin ich,' sagte das große Geschöpf und gluckte, 'aber gerade darum kann ich die Küken so gut in ihre Pflichten einführen, sie werden nicht abgelenkt!' 'Da hat sie Recht,' nickte zufrieden Großmutter Landhahn, 'und bitte, bringen Sie dem Hühnchen Respekt vor dem Alter bei!' 'Und lehren Sie es seine Eltern ehren!' sagte der Hahn.

'Und prägen Sie ihm ein, daß ein Huhn auf der Welt sei, um zu nützen!' bat Mutter Henne und kratzte sich. 'Und sagen Sie ihm gleich von Anfang an, Eierlegen sei ein Vergnügen,' sonst glaubt es das Küken später nicht mehr!' mahnte die Tante. 'Das tue ich alles,' versprach die Pute, 'es haben noch nie Eltern ihre Hühnchen gebracht, denen ich das nicht versprechen mußte!' 'Und so soll es sein,' sagte energisch die Großmutter, und warf ihren Kamm ausnahmsweise auf die rechte Seite, 'und so ist es von jeher gewesen! Aber wo ist unser Küken?' Das spazierte vergnügt mit einem jungen Hühnchen aus der Nachbarschaft herum. 'Du, hör einmal,' sagte der junge Gockel zum Hühnchen, 'von 8—10 Uhr ist die Pute am Regen, von 10—12 Uhr schläft sie, da können wir den ganzen Morgen spazieren gehen!' 'Aber dann lerne ich ja nichts!' warf das Hühnchen ein. 'Gerade dann lernst du was du brauchst, das andere kommt nachher von selber,' beruhigte er das Hühnchen. Da kam aber die Familie und nahm ihr Küken in ihre Mitte und zog mit ihm heimwärts. 'Man tut für seine Kinder was man kann, nicht wahr, Schwiegersohn?' sagte Großmutter Landhahn. 'Und so gut man es versteht,' piffte die Ansel vom Baum herunter, aber niemand achtete auf sie. Sie gehörte ja nicht in den Hühnerhof! —

Vom bescheidenen Hühnchen.

'Frau Mutter, wie möchten uns ein wenig in der Welt umsehen,' sagte das jüngste Hühnchen zu der Henne. 'Ja, das möchten wir,' sagte auch das Älteste. 'Was heutzutage die Kinder nicht alles wollen!' Die Henne schüttelte den Kopf. 'So geht! Ihr werdet bald genug wieder da sein! Und was ich sagen wollte: Seid ja recht bescheiden, und drängt euch nirgends vor! Das können die Erwachsenen nicht leiden!' Die Hühnchen machten sich eilends davon und krächten heiser und vergnügt in die Welt hinaus. Die Henne sah ihnen nach. 'Um den Ältesten ist mir nicht bange,' sagte sie zum Hahn, 'aber der Jüngste!' 'Jugend hat keine Tugend,' meinte der Hahn. Die Hühnchen zogen über das Feld und das Jüngste wurde hungrig. 'Hast du etwas zu essen?' fragte es seinen Bruder. 'Nein,' sagte der Älteste, 'aber da kriecht eine fette Raupe!' 'Danke!' sagte das Jüngste und fraß sie auf. 'Berblüfft sah der andere zu. 'Eigentlich hätte sie mir gehört! Ich habe sie zuerst gesehen.' 'Aber ich habe sie zuerst gefressen,' sagte ruhig das Hühnchen. Sie liefen weiter und liefen manchen Tag, und die Welt hatte noch immer kein Ende. Es wurde ihnen fast unheimlich zumute. 'Ich wollte, ich wäre wieder daheim bei der Frau Mutter,' sagte das Älteste. 'Das glaube ich,' lachte der Fuchs, der plötzlich vor ihnen stand. 'Welches von euch beiden möchte nun zuerst gefressen werden?' 'Bitte, Herr Fuchs, ich warte gerne,' sagte das jüngste Hühnchen bescheiden! Da packte der Fuchs den Ältesten und zerriß ihn. Das Jüngste aber lief über das Feld heimwärts, so schnell es konnte. Es rannte und flog und krächte, bis es wieder bei seiner Mutter war. 'Frau Mutter,' schrie es schon von weitem, 'oh, wie recht haben Sie gehabt! Bescheidenheit ist eine schöne Sache!' 'So?' sagte die Henne und sah ihren Jüngsten misstrauisch an, 'und wo hast du denn deinen Bruder?' 'Den hat der Fuchs gefressen, Frau Mutter! Und hätte ich nicht auf Sie gehört und mich unbescheiden vorgebracht, so hätte die Sache schief ablaufen können!' — Elsa Wenger.

das heute in der Großstadt ziemlich verschollen ist; es entstammt dem Spiel vom Königstochterlein. Ein Mädchen sitzt im Kreise und schlägt den Rock, den die anderen halten, über das Gesicht. Ein anderes Mädchen geht außerhalb des Kreises herum, und zwischen ihm und dem Weigen entspinnt sich ein Wechselgespräch: 'Mingel-Mingel-Tale-Mingen, — wer sitzt in diesem Turme drinnen?' 'Königs Königs Tochterlein.' 'Darf man sie auch anschauen?' 'Nein, der Turm ist viel zu hoch, — du mußt einen Stein abhauen.' Bei diesen Worten schlägt das herumgehende Kind eine der den Rock haltenden Hände herunter. Sind alle 'Steine' abgehauen, so läuft die erstöste Prinzessin davon und sucht eine Kameradin zu greifen, die nun an ihre Stelle tritt. In anderen Liedern wird vom Königstochterlein gesagt: 'Spinnst so zarte Seide, — so klar wie ein Haar' usw. In noch anderen ist sie eine 'Frau im Gartenhaus mit sieben kleinen Kinderlein', oder sitzt als 'eine Jungfer im Kreis mit sieben junge Mäuse.' Wieder in einer anderen Variation kommt 'der rote Fuhrmann', die Prinzessin zu erlösen. Immer aber muß sie 'sieben Jahre spinnen'. Diese Königin im Turm, die Frau mit den sieben Kinderlein oder den sieben Mäusen ist die alte Erb- und Frühlingsgöttin, die Holba, die zugleich auch Hüterin der ungeborenen Kinder und Todesgöttin war. Auf die leichtere Eigenschaft weisen auch im Kinderlede die Mäuse hin. Mäuse sind der alten Mythe das Symbol der den Körper verlassenden Seelen. Sieben Jahre sitzt das Königstochterlein gefangen. Sieben Wintermonate hält nach der alten Mythe auch der Winterriese die Frühlingsgöttin in seinem Turm verborgen, dann kommt der Sonnengott und befreit sie. In unserem Kinderlede tritt er als der 'rote Fuhrmann' in Aktion. In der alten Göttersage vermählt sich der Sonnengott mit der Frühlingsgöttin; und auch dieser Teil des Liebes ist als Bruchstück noch erhalten. Der Hinweis auf die Frühlingsgöttin ist hier am deutlichsten. Sie ist die schöne Braut, sitzt in der Weide, deren Nähnchen wir als die ersten Lenzböden grünen, und spinnt das junge Grün. Zum Dank flieht ihr der Sonnengott den Kranz 'von lauter grünen Blättern' ins Haar. Setzt man all die Bruchstücke des Liebes zusammen, so bekommt man ein ganzes Tanzepos, und so verweist es denn auch Mannhardt unter die Chorreigen, mit denen bei der Frühlingsfeier der Germanen die Jungfrauen den neuen Lenz begrüßten. Aus schwäbischen und Schweizer Varianten kann man sogar noch genau feststellen, wie diese Chorreigen getanzt wurden. In Kargau flechten die Kinder eine Kette aus 'Sünnwirbel' (Löwenzahn) und lassen sie von Hand zu Hand gehen, dabei singen sie: 'Trettet zu, trettet zu, — sparet nit die müe Schuh! — Trettet uf das Chettentli, — daß es soll erllingeln, — wer die schönste Jungfre sig — i dem ganze Ringle. — Ein Tag Jia (Eis), — zween Tage Schließe (Hagelschlossen) — drei Tage rumpedipum — Jda, Jda fehr dich um! — Jda hat sich umgekehrt, hat der Raß den Schwanz uszerret. — Siebe Jahr r'spinne, — acht Jahr Sonne, — no 'nmol rumpedipum, — char dich no 'nmolen um, — bis der Nihli zue der chunt.' Beim Namensaufruf tritt die Genannte in den Kreis und tanzt dort allein bis noch eine zweite und dritte dazu kommt, sie bilden einen Ring im Ringe. Beim letzten 'Char dich no 'nmolen um' nehmen sie sich an der Hand und schlingen sich durch die erhobenen Hände des Außenringes, mit dem sie wieder die Kette schließen. — d. g.

Magisches Rätsel.

a a a b e e e  
e e e g n g  
i i i l n  
u p p r  
r r r  
r r  
f

Die einzelnen Reiben nennen: 1. eine Gemüßpflanze 2. eine Art Föhne; 3. ein Wort für Meise; 4. eine Stadt in Oberösterreich; 5. eine altdeutsche Waffe; 6. ein persönliches Futwort; 7. einen Buchstaben.

Auflösung des Zahlenrätsels:

Flaschenglas — Lea — Mann — Suezkanal — Gasse — Gabelhuhn — Eise — Messerschlag — Junge — Weizen — Gabel.

Auflösung des Logogryphs:

Erleben — Erdbeben.

Auflösung des Zitatensrätsels:

Nikolaus Lenau.

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Nachdruck des Inhalts verboten!